

Ralph Kunz

Zürich als Ninive oder neues Jerusalem? Wie Stadt Kirche reformiert

Visionen und geplatzte Träume

Vor hundert Jahren haben sich die Zürcher Stadtgemeinden zu einem Zweckverband zusammengetan. Auf dem Hintergrund der grossen Reformation war das eine kleine Reform oder Reorganisation der Kirche. Wenn man Überlegungen zur Kirchenreform in der Stadt Zürich in diesen grösseren geschichtlichen Kontext stellt und einleitet mit einem Rückblick auf den Anfang im 16. Jahrhundert, besteht eine gewisse Gefahr, im Jammer über den Sinkflug der Protestanten oder leere Kirchenbänke zu enden. Der Anfang mit zwei Stadtvisionen bezweckt etwas anderes. Er soll auf Spannungen aufmerksam machen, die die Reform der Kirche bis heute begleiten.

Das erste Bild ist eine Metapher, die in zeitgenössischen Schriften immer wieder auftaucht. Zürich wird als Stadt auf dem Berg, als neues Jerusalem stilisiert.¹ In der Vision des Sehers Johannes ist Jerusalem «vom Himmel herabgekommen, von Gott her» (Offb 21,10f.). Es ist eines der schönsten Bilder der Bibel, die «uns dazu helfen will, Kirche visionär zu erglauben».² Trotz oder wegen ihrer Schönheit hat die Vision eine problematische Geschichte. In der Überblendung der irdischen Stadt mit dem himmlischen Jerusalem begegnet eine Verblendung, die nicht nur im Bilderbuch der Zürcher Kirche auftaucht. Sie mahnt an die dramatischen Ereignisse der 1530er Jahre in Münster. War Zürich eine Schwärmerstadt? Man muss gleich relativieren. Jedenfalls litt Zürich

-
- 1 Zur Darstellung (Zürich - das neue Jerusalem, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung) vgl. Patrik Müller, Bullinger, 36. Vgl. dazu Fritz Büsler, Zürich – «Die Stadt auf dem Berg». Bullingers reformatorisches Vermächtnis an der Wende zum 21. Jahrhundert. In: Zwa 25, 1998, 21–42.
 - 2 Christian Möller, Lehre vom Gemeindeaufbau, Bd. 2, Göttingen 1990, 177.



nicht lange an schwärmerischer Selbstüberschätzung. Man sah sich ja bald gezwungen, die Wiedertäufer, die am ehesten für endzeitliche Phantasien anfällig waren, in den eigenen Reihen zu bekämpfen. Auch haben die Niederlage in Kappel und der frühe Tod des Reformators Träume einer politischen und religiösen Neuordnung der gesamten Eidgenossenschaft platzen lassen.

Eine zweite alte Radierung spielt eine andere biblische Stadtszene ein.³ Im Vordergrund sitzt ein Mann unter einem Strauch, im Hintergrund erkennt man eine mittelalterliche Stadt. Der kundige Betrachter identifiziert den Mann als Propheten Jona, den Strauch als Rizinus und Ninive ist natürlich Zürich. Wie muss man die Zeichnung interpretieren?⁴ Geht es darum, dass sich ein Nachkomme des Propheten, ein Wortdiener der Kirche, eine wohlverdiente Pause gönnt? Schliesslich hat die Stadt seine Predigt gehört und Busse getan. Oder soll der Betrachtende merken, dass Zürich eigentlich eine heidnische Stadt (geblieben) ist, die man ständig zur Umkehr rufen muss? Oder dachte der Künstler an den Dialog, der sich zwischen Gott und Jona entspannte, nachdem Gott einen kleinen Wurm gesandt hatte, der des Nachts in den Rizinus stach? Zur Erinnerung: Der Strauch verdorrte, Jona beschwerte sich und Gott mahnte seinen Propheten.

3 Die Radierung stammt von Dietrich Meyer d. Ä. (1572–1658), der auch für seine Stiche mit Portraits der Reformatoren bekannt ist. Das Bild zeigt Zürich von Osten.

4 Was wollte der Künstler, Dietrich Meyer, sagen? Es ist mir nicht gelungen, etwas darüber zu erfahren. Zum historischen und künstlerischen Hintergrund der Radierung vgl. Bruno Weber, *Alte Zürcher Ansichten. Zeichnungen und Aquarelle des 17. und des 18. Jahrhunderts in der graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich*, in: *Turicum. Vierteljahresschrift für Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft*, Zürich Dezember 1974/Februar 1975, 10–20, 12.



Die Pointe der biblischen Novelle ist tatsächlich Gottes Versuch, den jüdischen Propheten zu bekehren. Offen bleibt, ob Gott Erfolg hat. Die Geschichte endet mit der quasirhetorischen Frage an Jona, ob ihn denn der Rizinus mehr kümmernere als das Schicksal der Stadt samt ihrem Vieh (Jona 4,11)? Gott versichert Jona, ihm liege am Heil dieser Menschen. Es seien seine Geschöpfe und er wolle nicht, dass sie ins Verderben stürzen. So will wohl auch der Stich, der den Jona nach Zürich versetzt, an die göttliche Mission erinnern – notabene vor dem Angriff des Wurms. Auf dem Bild ist der Rizinus noch intakt.

Wenn Zürich ein wenig Ninive ist und die Kirche ein wenig Jona gleicht, haben wir Nachkommen keinen Grund, die Reformatoren oder die Stadt mit einem Glorienschein zu schmücken oder die Rolle des Wurms zu spielen. Gott hat der Stadt etwas auszurichten. Dazu braucht er eine Kirche und Diener, die auf ihn hören. Wenn die Kirche der Stadt Zürich das Jubiläum ihrer Verbundenheit feiert, ist ihr zu wünschen, dass sie es in dieser heiter fröhlichen und frommen Weise der Jona-Humoreske tut, wissend, dass Gott alle Menschen liebt, Heiden und Christen, Krethi und Plethi.⁵

Im Gedächtnis der Zürcher Reformation ist das Reden mit prophetischer Stimme auf eindrückliche Weise mit der Person Huldrych Zwinglis und später Heinrich Bullingers verknüpft. Sie ermutigten, trösteten und riefen zur Umkehr. Insofern

5 Der Titel eines Bildbands, der die christlich-religiöse Situation zur Jahrtausendwende dokumentieren wollte, heisst: *Krethi & Plethi. Christliches und Nachchristliches in Zürich*, Zürich 1999.

fand Gottes Wort an Jona in Zürich eine Fortsetzung. Denn dieser Ruf war immer auch mit Hirten- und Kirchenkritik verbunden.⁶

Kirche in Downtown Switzerland

Wenn sich die Reformierten in Zürich auf ihre Wurzeln besinnen, können sie sich selbstkritisch und selbstbewusst an beiden Bildern orientieren. Zürich ist weder Ninive noch Jerusalem, sondern wird in der Spannung dieser Visionen als Stadt reflektiert. Natürlich ist das Visionäre nicht auf biblische Bilder beschränkt. Es sind mit der Moderne neue dazugekommen. Zürich wurde im 19. Jahrhundert zum Zentrum der industriellen Revolution – mit allen damit verbundenen Licht- und Schattenseiten.⁷ Die Stadt wurde reich und entwickelte sich zur City. Lange Zeit haben Reisende, die mit dem Zug in den Zürcher Hauptbahnhof einfuhren, auf einer Hausfassade des besetzten Wolgrothareals «ZUREICH» und darüber «Alles wird gut!» lesen können.⁸ Zürich brüstet sich heute, auf dem Ranking der schönsten Städte der Welt die Nummer eins zu sein. Zürich Downtown gehört zu den Top Ten.

Das wäre dann quasi die irdische Variante des himmlischen Jerusalem! Wie immer man sich zu solchen Listenplätzen stellen mag, eines ist sicher: Mit dem Wandel der Stadt zur City hat sich auch die Wahrnehmung, Deutung und Beurteilung der oberdeutschen Städtereform gewandelt. Bezeichnenderweise wird im Licht der medialen Öffentlichkeit vor allem die Erinnerung an den Schattenwurf der Jerusalemvision gepflegt. So wiederholen halbgebildete Journalisten die Leier von der Zwinglistadt, die einst erzreformiert, züchtig und sittenstreng gewesen sei und sich nun zur erzliberalen City à la Ninive gemauert habe.⁹

Die Gründung des Zweckverbands vor hundert Jahren war schon dem Namen nach eine pragmatisch motivierte Angelegenheit, die nicht recht in diesen spannungsvollen Bilderreigen passen will. Gleichwohl ist in dieser Reorganisation ein Stück städtische Kirchengeschichte zu erkennen. Dreizehn Kirchgemeinden haben sich entschlossen, gewisse Aufgaben mit einem Verband gemeinsam

6 Vgl. Huldrych Zwingli, *Der Hirt*, in: Schriften, Bd. 1, hg. v. Thomas Brunnschweiler und Samuel Lutz, Zürich 1995, 243–312.

7 Zum sogenannten Escher-System vgl. Carlo Moos, *Zürich im 19. Jahrhundert*, in: Emidio Campi, Ralph Kunz, Christian Moser (Hg.), *Alexander Schweizer (1808–1888) und seine Zeit*, Zürich 2008, 39–58, 52ff. Gemeint ist damit die wirtschaftspolitische Dominanz von Zürich auf der eidgenössischen Ebene.

8 Zur Besetzung siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Besetzung_des_Wohlgroth-Areals (04.09.09).

9 Zum Beispiel schreibt das Magazin Focus: «Die Zwingli-Stadt scheint sich endgültig von ihrer Geschichte zu lösen. Heute gibt sie sich einen anderen Titel. So wirbt sie auf der Webseite für die EuroPride mit dem Satz: «Besuchen Sie Zürich, die Schwulen-Hauptstadt der Schweiz.» Zitiert aus: http://www.schwengeler.ch/wFactum_de/aktuell/2009_02_03_Mehr_Werbegehd_fuer_Europride.php (04.09.09).

anzugehen. Das war ein kleiner, aber eben auch ein wichtiger Reformschritt, weil er der Entwicklung der städtischen Kirche neue Impulse verlieh. Nachdem sich im 19. Jahrhundert die Quartierkirchen etabliert hatten, wird vor allem in seelsorglichen und diakonischen Diensten das *gesamstädtische* Engagement breiter und intensiver wahrgenommen.

In den folgenden Überlegungen soll es darum gehen, die Chancen und Krisen der Stadtgemeinden und der städtischen Kirche mit dem Rückblick auf ältere und jüngere Stadtvisionen zu verbinden. Das gewählte Verfahren will nicht exakt historisch sein, sondern es sollen praktisch Fragen der Ekklesiologie behandelt werden. Die spannungsvollen Bilder sollen helfen, Verbindungen zwischen den Linien des Visionären und Pragmatischen zu entdecken. Im kurzen Gang durch die Geschichte werden zwei Stationen besonders hervorgehoben: die reformatorische Predigt und die gesellschaftlichen und kulturellen Spannungen im 19. Jahrhundert. Es sind Eindrücke aus diesen Achsenzeiten, die in der Volkskirche der Gegenwart zumindest schemenhaft noch wahrgenommen werden. Das ekklesiologische Interesse richtet sich dabei auf zwei Brennpunkte: wie Gemeinden in der Kirche und wie die Kirche in der städtischen Kultur wahrgenommen wurde. Um die Verschränkung von kirchlicher und urbaner Kultur zu illustrieren, werden drei kirchliche Orte, die für das Engagement des Stadtverbands in jüngerer Zeit stehen, ins Blickfeld gerückt: die streetchurch, die Bahnhof- resp. Sihicity-Kirche und die Internet- und SMS-Seelsorge. Schliesslich sollen die Erinnerung an die widerspenstigen Stadtvisionen und die Vergegenwärtigungen gesamstädtischer Kirchen- und Gemeindemodelle miteinander verflochten werden und Gedankenanstösse liefern, um Kirchenentwicklung in der Stadt kreativ weiter- und vorzudenken

Von der Stadt zur City

Bessrend üch!

Von Ninive – einer Grossstadt mit 120 000 Einwohnern – war die Rede. Um sich die Verhältnisse in Zürich vorstellen zu können, muss man von solchen Zahlen abrücken. Zürich war die drittgrösste Stadt der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft. Nach der Pestepidemie von 1519, in der ein Viertel der Bevölkerung starb, lebten rund 7000 Einwohner in Zürich. Basel, zum Vergleich, hatte 9000 Einwohner. Die Stadt am Rhein war zwar reicher und gelehrter, politisch war Zürich wichtiger: der «obriste Ort» der Eidgenossenschaft. Darauf war man stolz. Und dazu passt, dass der Zürcher Rat 1521 beschloss, «dass der Buwmeister all denen, so Misthaufen habent in der Stadt, soll lassen gbieten,

dass si in einem Monat demnächsten sölche Misthufen sollent hinus uf ihre Güeter ... lassen füeren.»¹⁰

Zum Bild der damaligen Verhältnisse gehört auch ein boomendes geistliches Leben. Innerhalb der Stadtmauern gab es einige grosse Klöster, über hundert Altäre und mehr als zweihundert geistliche Personen.¹¹ In Bullingers Reformationsgeschichte werden aber auch «vil Hurevolcks» und «fremd Volcks» erwähnt. Zürich war ein Zentrum des Reislaufs und der Pensionenwirtschaft – bekannt auch für Trunksucht, Völlerei und Rauflust. Es habe kaum eine Ratsitzung ohne Schlägerei gegeben, heisst es in der Chronik. Als Zwingli 1518 als Leutpriester nach Zürich berufen wurde, bot sich ihm im Gottesdienst am Grossmünster – sinngemäss zur besten Sendezeit – die Möglichkeit, einen grossen Teil der Stadtbevölkerung zu erreichen, um diese Missstände anzugehen – oder im Bild – die wahren Misthaufen der Stadt «hinus lassen füeren».

Die Lektüre von Zwinglis Schriften lassen zwischen Gottesdienstreform, Theologie des Wortes Gottes und Organisation der städtischen Kirche einen deutlichen Zusammenhang erkennen. Zwingli übernimmt die Rolle des prophetischen Kritikers. Er sieht sich selbst und seine Amtsbrüder in der Tradition der alttestamentlichen Propheten. Der Gottesdienst soll die Gemeinde für den alltäglichen Gottesdienst zurüsten. Denn das wahre Heiligtum ist das Wort, das Gott selbst durch den Mund des Predigers in die Herzen der Hörer spricht. Folglich sind die Hirten keine Priester, sondern Diener des Wortes.

Ein schönes Beispiel seiner biblisch-theologischen Orientierung liefert Zwingli 1528 in der Widmung, die er zur Einführung einer Jesaja-Predigtreihe verfasst hat. Nach einer für Zwingli typischen Gegenüberstellung von göttlicher und menschlicher Erkenntnis fordert er seine Hörer/innen auf, sich ins Innere zu versenken, um die Güte, Reinheit und Heiligkeit Gottes zu erfassen. Weihrauch und Lichter, Opferblut und Heilbäder bringen keine Erleuchtung. Solches richteten auch Schwachköpfe und Buben aus. Wenn wir Gott richtig verehrten, müssten wir auf die Gerechtigkeit achten, dann gewönnen beide, Gott und die Menschen, und es bewähre sich der Glauben. Denn es sei ein Irrtum, wenn wir glauben, man könne gottesfürchtig sein, wenn man gegen die Nebenmenschen, die ihrerseits die gleiche Gottheit verehren, gottlos ge-

10 Zitiert wird aus Oskar Farner, *Huldrych Zwingli*, 4 Bde, Zürich 1943–1960, hier aus Bd. 3, *Seine Verkündigung und ihre ersten Früchte 1520–1525*, Zürich 1958, 4. Es gibt aktuellere, aber zur Zeit keine lebendigere Darstellung von Zwinglis Predigtstätigkeit.

11 Farner, a.a.O., 18. Eine geraffte neue Schilderung zur liturgischen Situation in Zürich am Vorabend der Reformation findet sich bei Michael Baumann, *Zuo vesperzyt soellnde sie anheben zu lesen im Nüwen Testament ... Transformation und Transkulturation des Horengottesdienstes in der Zürcher Reformation*, in: *Bewegung und Beharrung. Aspekte des reformierten Protestantismus, 1520–1650*, hg. von Christian Moser und Peter Opitz, Leiden/Boston 2009, 207–235, bes. 212–218.

wesen sei. Man könne die Gottheit nur so verehren, dass man zugleich auch die, die ihr angenehm sind, liebe. Zwingli fährt fort und spricht zu den politisch Verantwortlichen:

Möge also unter eurer Führung der vorderste von allen Propheten [sc. Jesaja] bei den Obrigkeiten, den Städten und Völkern seine Posaune ausstrecken und möge er auffordern, dem Herrn den Weg zu bereiten – dann werdet ihr einsehen, dass es nicht aus Eigensinn, sondern aus Pflichtbewusstsein geschieht, wenn unsere Propheten unsere Sitten, die vernachlässigte Gottesfurcht, die vernachlässigte Gerechtigkeit, die missachteten Gesetze ein bisschen scharf angreifen [...] So sei denn Jesaja der Gesetzeswächter der prophetischen Verkündigung [...] Er sei der Spürhund, der vom Einschlafen und Verwedeln nichts wissen will! [...] O glückliche Obrigkeiten, Städte und Völker, bei denen der Herr durch seine Knechte, die Propheten, freimütig redet! Denn so wird die Gottesfurcht wachsen, die Unschuld wiederkehren und die Gerechtigkeit herrschen können! [...] So möge denn der Herr dem frommen Beginnen gewogen sein, auf dass seine Herrlichkeit mitsamt unserer Unschuld mehr und mehr wachse! Amen.¹²

Luther konnte es sich bekanntlich nicht verkneifen, bei Zwingli einen Schuss Schwärmergeist und einen Zug zur Gesetzlichkeit festzustellen. Tatsächlich sind die Verzweiflung über die Sünde, die Rechtfertigung und Heiligung bei Zwingli so nahe beieinander, dass am Ende vor allem der Appell nachhallt: Tut etwas! Bessrend üch – so übersetzt Zwingli das jesuanische «Kehrt um!»

Zwingli liebte Sprachbilder. Eines ist hinsichtlich seines Selbstverständnisses als Prediger besonders aufschlussreich. Christus ist der Hauptmann, der Reformator sein Soldat. Die Rüstung ist wichtig, denn der Feind ist stark und «schlipffrig und krümt sich in tusent Bück».¹³ Immer wieder macht Zwingli klar, dass vom Prädikanten alles verlangt ist, auch der Einsatz seines Lebens. Denn «recht Stryter Christi sind, die sich nicht schemend, ob inen der Kopf zerknütschet wirdt umb irs Herren willen».¹⁴

Zürich – das geistige Zentrum

Jerusalem ist nicht nur das Symbol für die himmlische Stadt, sondern steht auch für den religiösen und politischen Machtanspruch des Zentrums. Zumindest diesen Anspruch erhob Zürich zu verschiedenen Zeiten. Schon vor der Reformation war die Stadt religiös sehr aktiv. Von 1519 an verstärkte sich diese Tendenz. Nicht nur der Graben zwischen den Altgläubigen und Reformier-

12 Abgedruckt in Oskar Farner, Huldrych Zwingli. Der Prediger, Zürich 1940, 88.

13 Farner, Verkündigung, a.a.O., 115.

14 A.a.O., 116.

ten, auch die Differenz zwischen dem städtischen Zentrum und der ländlichen Peripherie vergrösserte sich.

Allerdings nahmen die «Jerusalemphantasien» Zürichs schon 1531 ein jähes Ende. Dem Streiter Christi wurde auf dem Schlachtfeld von Kappel tatsächlich der Kopf «zerknütschet». Paradoxaerweise wirkte sich die Niederlage positiv aus. Zürich wurde nach der «Katastrophe» zum geistigen Zentrum der Reformation. Der Zürcher Kirchenratspräsident Pfarrer Ruedi Reich bemerkte dazu in einer programmatischen Predigt 475 Jahre nach dem Zweiten Kappeler Landfrieden:

Was wäre mit Zürich, was wäre mit der Schweiz, wenn die Zürcher vor 475 Jahren die Schlacht bei Kappel gewonnen hätten? Wir wären dann wohl hier – wie die Appenzeller am Stoss und die Glarner in Näfels – zu einer Siegesfeier beieinander. Wir würden vielleicht vom Anfang der Vormachtstellung Zürichs in der Eidgenossenschaft schwärmen. Und man könnte darauf hinweisen, wie die Reformation in der ganzen Schweiz ausgebreitet wurde, anstatt in der Katastrophe von Kappel zurückgedrängt zu werden. Aber es wäre dem evangelischen Glauben kaum gut bekommen, wenn er als Religion der Sieger die Eidgenossenschaft beherrscht hätte. Und ein allzu mächtiges Zürich hätte der Eidgenossenschaft kaum gut getan ... Die Katastrophe von Kappel vor 475 Jahren, so hart sie war, sie hat für den Bestand der Eidgenossenschaft und so auch für Zürich durchaus positive Auswirkungen gehabt: Man lernte miteinander zu leben über alle politischen und religiösen Gegensätze hinweg. Und dies in einer Zeit, als im übrigen Europa zu den konfessionellen und nationalistischen Auseinandersetzungen erst so recht gerüstet wurde.¹⁵

Ruedi Reich deutet es an: Dass Zürich in der Folgezeit zusammen mit Genf zur Zentrale der Reformierten wurde, war eine Folge dieser Niederlage; sie hatte also durchaus positive Wirkungen. Wenn wir diesen Faden weiterspinnen wollten, müsste jetzt von der überragenden Lichtgestalt Heinrich Bullingers die Rede sein, vom «Consensus Tigurinus» und dem «Zweiten Helvetischen Bekenntnis». Im Brennpunkt der folgenden Überlegungen soll aber die Reorganisation des Gottesdienstes und der Kirche stehen.

Reorganisation der kirchlichen Strukturen

Zwingli wollte die sittliche Erneuerung, die Erziehung des Volkes und – durch Busspredigt und Verkündigung des Evangeliums – das Leben in der Stadt und in der Eidgenossenschaft zum Besseren wandeln. Im Programm steckt die kraftvolle Kombination des humanistischen Bildungsoptimismus mit einer konservativen Busstheologie. Sein verständliches und eindringliches Reden bohrte

15 Predigt von Pfr. Dr. h.c. Ruedi Reich, gehalten anlässlich 475 Jahre Zweiter Kappeler Landfrieden am Montag, 21. August 2006 in einem ökumenischen Gottesdienst in der Klosterkirche Kappel a.A.

im Gewissen der Schuldigen *und* klärte die Unwissenden auf. Die Kanzelrede soll eine Umkehr zum frommen Leben erwirken. Um dieses Programm optimal umsetzen zu können, war nun aber ein radikaler Eingriff in das liturgische Leben nötig. Zwingli entschied sich, nicht mehr länger die Perikopenordnung zu beachten, sondern über Bibeltexte unverkürzt und in zusammenhängender Auslegung auf Deutsch zu predigen. Der Grund für Zwinglis Systemwechsel ist zunächst also ganz und gar pragmatisch.

Zwingli hat keine neue Form erfunden. Er hat vielmehr eine alte Form gefunden und ihr eine neue Bedeutung gegeben, weil er eine möglichst wirksame und solide Verkündigung wollte: die Prädikantenliturgie, einen katechetischen Kurzgottesdienst ohne Mahlfeier, der auf die karolingische Reform zurückging und durch das Manual von Surgant von Basel her auch Zwingli und Leo Jud bekannt war. Nicht die Form, die *Funktion* des Kanzelgottesdienstes wurde in Zürich verändert.¹⁶ Aus einem Neben- wurde der Hauptgottesdienst.¹⁷

Zwingli orientierte sich nicht nur an der Bibel, sondern immer auch an der Tradition, die seiner Ansicht nach das biblische Erbe treu tradierte. In seinem «bessrend üch» klingt die altkirchliche Formel der *reformatio in melius per deum* an. Sie bringt menschliches Bemühen und göttliches Vollbringen zusammen. Die Formel *ecclesia semper reformanda*, die vermutlich von Jodocus van Lodenstein (1620–1677) stammt, bezeichnet das inhaltliche Anliegen und verknüpft diese ständige Reformation mit Bildung, Erziehung und Zucht. *Ecclesia semper reformanda* kann aber auch formal verstanden und auf Struktur und Organisation der Kirche bezogen werden. Auch die liturgische Reform ist auf dem Hintergrund unterschiedlicher Rechtsformen der Kirchgemeinde in der spätmittelalterlichen Stadt zu sehen.

Dass ein Leutpriester am Grossmünster auf Drängen des Rats die Messe abschaffte und eine neue Abendmahlsliturgie vorlegte, ist im Zusammenhang einer längeren Ablösungsgeschichte von der bischöflichen Aufsicht zu sehen.¹⁸ Neu war, dass sich Zürich nicht mehr als eine Parochie der Diözese Konstanz betrachtete und das *ius liturgicum* beanspruchte. Zugespißt formuliert: Die Reformation schlug eine Schneise durch das unübersichtliche Geflecht von Pfründen, Lehen und Privilegien und ersetzte es mit einer Art Stadtverband der ersten Stunde. Man nabelte sich ja nicht nur von Konstanz ab! Auch die Orden bildeten innerhalb der Stadtmauern eigene Gemeinden. Die Auflösung der

16 Schulz, *Katholische Einflüsse*, 136 betont zu Recht, dass pragmatische Gründe den Ausschlag gegeben haben, den «spätmittelalterlichen Kanzelgottesdienst in der Volkssprache» als Gefäss der neuen Lehre zu gebrauchen.

17 Ähnlich auch Walter Bernet, *Struktur des Predigtgottesdienstes*, in: ders., *Verzehrende Erfahrung*, hg. von Hans Holzhey/Fritz Stolz, Zürich 1995, 23–30, 23f.

18 Vgl. dazu Christian Möller, *Lehre vom Gemeindeaufbau*, a.a.O., 147–160. Möller zeichnet die Bedeutungsgeschichte unter dem Titel «Wie aus Paroikia Parochie wird» nach.

Klöster und die Ablösung vom Bischof hatten zur Folge, dass kirchenrechtlich neue Verhältnisse geschaffen wurden. Zürich, Höngg oder Stammheim sind Gemeinden mit Taufrecht und damit – wie jedes Bistum – vollgültig Kirche. Dass die Parochie zur grundlegenden Rechts- und Sozialgestalt der protestantischen Kirche wurde, ist also eine Konsequenz der Reformation, die – das muss immer auch betont werden – auch politisch und ökonomisch motiviert war.¹⁹

Civitas semper reformanda

Ecclesia semper reformanda bedeutet auf diesem Hintergrund, dass die Sozial- und Rechtsgestalt der Kirche, wie sie sich in der Reformation neu konstituiert hat, nicht auf dem theologischen Reissbrett entworfen wurde. Wie man das Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren interpretiert und welchen Einfluss man den geistigen Strömungen beimisst, ist geleitet von Prämissen. Das alles kann hier nicht weiter entfaltet werden. Für den kühnen Sprung ins 19. Jahrhundert muss der Hinweis genügen, dass sich am Beispiel der Entwicklung und Wandlung der Parochie etwas über den wechselseitigen Einfluss von Organisationsformen der Religion und kulturellem Wandel ablesen lässt.²⁰ Wer sich heute mit der reformierten Kirche in der Stadt Zürich befasst, hat es mit *Gemeinden* zu tun. Kirche ist ein Netz von Parochien mit sehr unterschiedlichem Profil. Entstanden ist dieses Gebilde im Jahrhundert vor der Gründung des Stadtverbandes. Zu den sozialen und kulturellen Veränderungen ein paar Fakten, Hintergründe und Deutungen.²¹

Zürich hatte um 1800 etwa 10 000 Einwohner. Im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Zürich durch Industrialisierung und Eingemeindungen zur ersten Schweizer Grossstadt und zählte 1894 bereits 120 000 Einwohner. Den richtig grossen Zuwanderungsboom erlebte die Stadt zwischen 1893 und 1934 durch die eingemeindeten Vororte. Nicht nur Zahlen, auch das Aussehen der Stadt veränderte sich im Laufe der Zeit. Es entstanden seit den ausgehenden 1830er Jahren die Repräsentationsbauten Kantonsschule und Kantonsspital. Ihnen folgte um 1860 der Bau der Bahnhofstrasse, die zum 1871 eingeweihten neuen Bahnhof führte. In der Halle des Hauptbahnhofs spürt man etwas vom Geist der Epoche. Am Ende des Jahrhunderts entstanden die grossen Werke der Belle Epoque: die Quaibrücke, die Quaianlage, Stadthaus und Amtshäuser, Landesmuseum,

19 Aufschlussreich ist auch die kirchliche Selbstdarstellung. Vgl. Ludwig Lavater: *De ritibus et institutis ecclesiae Tigurinae*, Zürich 1559, Neuauf. 1567; hg. und neu überarbeitet von Johann Baptist Ott, Zürich 1702; übersetzt u. erläutert v. Gottfried Albert Keller, Zürich 1988.

20 Möller, a.a.O.

21 Der folgende Abschnitt zitiert und referiert Carlo Moos, a.a.O., 39f. Moos seinerseits bezieht sich auf Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 3, 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994, 83f. sowie Bruno Fritzsche et al., *Historischer Strukturatlas der Schweiz. Die Entstehung der modernen Schweiz*, Baden 2001, 42f.

Stadttheater, Tonhalle und Kunsthaus. Auch die soziale Zusammensetzung der Stadtbevölkerung änderte sich massiv. Die Reichen entflohen in die Quartiere am linken Seeufer. Dort wurden die Villen gebaut, die sich heute nur noch russische Ölhändler leisten können. «Demgegenüber ‹verslumte› die rechtsufrige Altstadt und insbesondere das Niederdorf, von wo im Winter 1865/66 eine Typhusepidemie und im Sommer 1867 die Cholera ihren Ausgang nahmen. Die meisten Arbeiter lebten im 1893 eingemeindeten Aussersihl, das stark (bis 1880 bereits auf 14 000 Einwohner) anwuchs und wo 1876 die Kaserne als Symbol der Staatsmacht eingeweiht wurde. ... Im gleichen Zeitraum verschärfte sich die Ausgrenzung der Proletarier in Aussersihl. Sie entlud sich 1896 im sogenannten Italienerkrawall, der mit Ausschreitungen gegen Italiener anhub, sich in der Folge aber gegen die Polizei und das aufgebotene Militär und damit klar gegen die Vertreter des bestehenden Systems richtete und in dieser deutlichen Sozialprotestdimension als Ausdruck einer Modernisierungskrise interpretiert werden muss.»²²

Innerhalb von nur hundert Jahren wurde aus einem Provinzstädtchen eine Grossstadt. Nun ist die urbane Dynamik nicht einfach neutral. Sie transportierte Bilder, die eine eigene Macht entfalteten und Umwertungen vornahmen. Aus der frommen Stadt, in der man nach dem Einklang von Lehre und Leben trachtete, wurde die Wirtschaftsmetropole. Zunächst als Standort für die Industrie, in einer zweiten Phase als Magnet für das Kapital. Wo so viel Geld fliesst, sind enorme Kräfte am Werk. Es heisst, das Grossmünster sei ein Ort der Kraft.²³ Zumindest ökonomisch betrachtet hat sich das energetische Zentrum Zürichs zum Paradeplatz – *nomen est omen!* – verschoben.

Die Verlagerung des Zentrums mag als Symptom für den Gedächtnisverlust gelten, den die Stadt seither erlitten hat. In den letzten zweihundert Jahren löste sich die typisch protestantische Verbindung von Volk, Staat und Kirche wieder auf. Stück für Stück hat der Staat Funktionen der Kirche übernommen: die Volksschule, die Gerichtsbarkeit, die Medizin, das Bankwesen, die Universität wurden entkirchlicht. Die Erinnerung an die reformatorische Revolution ist langsam verblasst. Religion hat sich in eigene begrenzte Räume zurückgezogen.

Neue Formen in alten Strukturen

Die Quartierkirchen

Die Abgrenzung des Religiösen ist also die Folge eines rasanten kulturellen Wandels im 19. Jahrhundert. Er widerspiegelt sich im Prozess der *Parochialisie-*

²² A.a.O., 40.

²³ Vgl. Blanche Merz, *Orte der Kraft in der Schweiz*, Aarau 2000.

rung der Kirche.²⁴ Wie in anderen Städten wurden auch in Zürich die Quartiergemeinden zu den hervorragenden Orten des kirchlichen Lebens. Das geistige und mentale Milieu der Gemeinde prägte das Verständnis und die Wahrnehmung von Kirche. Das ist im Blick auf die religiöse Bedeutung des Gemeindelebens auch nicht weiter verwunderlich. Denn «die Parochie ist die Gestalt der Ortsgemeinde, die für regelmässige Durchführung des sonntäglichen Gottesdienstes, der Kasualien, der Seelsorge und der Diakonie sorgt. Das Parochialprinzip meint die flächendeckende Versorgung der gesamten christlichen Bevölkerung.»²⁵

Wolfgang Huber zählt neben der Parochie noch weitere Sozialgestalten der Kirche auf: Initiativgruppen, regionale Kirche und überregionale Föderationen.²⁶ In dieser Typologie wäre der Stadtverband eine Regionalkirche. Gemäss Huber bedarf die Kirche unterschiedlicher Sozialgestalten. Es bestehe zwar eine gewisse Gefahr, dass die unterschiedlichen Erfahrungen von Kirche gegeneinander ausgespielt würden. Die Spannung werde aber konstruktiv, wenn die verschiedenen Formen miteinander existierten.²⁷

Über die hier verwendete Nomenklatur mit ihrem typischen Zeitkolorit mag man streiten und die Typologie verfeinern. Die besonderen Funktionen der Zentrumsgemeinden, der offenen City-Kirchen und Bildungshäuser sind noch nicht erfasst.²⁸ In der Sache ist Hubers Postulat sicher richtig und entspricht in der Intention dem Zweck des Stadtverbands. Die Kirche vernetzt unterschiedliche «Lieux d'Eglises».²⁹ Es wäre dennoch falsch, ein Gleichgewicht zwischen den Gestalten zu fordern. Die Parochie ist und bleibt das Fundament. Deshalb muss die regionale und kantonale Kirche dafür sorgen, dass die Quartier- und Zentrumsgemeinden ihre Funktion wahrnehmen können. Es geht nicht nur um die lokalen Stützpunkte der Kirche, die aus strategischen Gründen gehalten werden müssen, sondern, wie Christian Möller betont, um die theologische Bedeutung der Ortsgemeinde:

«Im Blick auf die Parochie gilt, dass die härteste, sperrigste, zugleich aber auch beharrlichste, stetigste Gestalt der Kirche sich nicht zufällig dort ereignet hat, wo Menschen geboren werden und sterben, wo sie nicht flüchten können, wo der zähe Kleinkrieg des Alltags bestanden werden muss und der Nachbar ein

24 Vgl. dazu Möller, a.a.O., 154–160.

25 A.a.O., 157. Möller rezipiert Wolfgang Huber, Kirche, Stuttgart 1979.

26 A.a.O., 44f.

27 A.a.O., 56. Ähnliches stellte schon Werner Jetter, Die Chancen der Ortsgemeinde, WPKG 66, 1977, 2–18, 15 fest, der ein «offenes Zueinander» forderte.

28 Vgl. dazu Wolfgang Huber et al. (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006.

29 Zur Frage der Gemeindefinitionen vgl. Matthias Krieg/Hans Jürgen Luibl (Hg.), Was macht eine Kirchengemeinde aus? Territorialgemeinde, Funktionalgemeinde, Gesinnungsgemeinde, Zürich 1998. Zum Verhältnis der Parochie zu anderen «Lieux d'Eglises» vgl. Christoph Barben, Territorialgemeinden und andere «Lieux d'Eglise», in: a.a.O., 21–31.

unerträglicher Mensch ist. Da, genau da, ist es am schwierigsten und zugleich am dringlichsten zu leben. Die Kirche hat nicht umsonst ihre bleibende Bedeutung und ihr stärkstes Gewicht dort bekommen, wo die Alten und Kranken, die Müden und Beladenen leben, wo die Neugeborenen getauft, die Jugendlichen begleitet, die Gefangenen besucht, die Trauernden getröstet und die Gestorbenen beerdigt werden müssen.»³⁰

streetchurch, Bahnhof- und Sihlcity-Kirche, Internetseelsorge

Das Bild der städtischen Kirche als Gespann von Kirchgemeinden, die sich im Stadtverband zusammenraufen, ist weder theologisch noch historisch stimmig. Im Zeitraum der grössten Veränderungen, also in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, erfolgte auch die Gründung der Evangelischen Gesellschaft. Vielleicht muss in diesem Zusammenhang von einer eigenen Sozialgestalt der Kirche die Rede sein. Der Stadtverband hat jedenfalls Anliegen dieser Bewegung innerhalb der Zürcher Landeskirche aufgenommen.

Die Förderung von Bildung und die Forderung nach Diakonie und Evangelisation stehen in engem Zusammenhang mit der Urbanisierung. Das rasante Wachstum der Gemeinden aber überforderte die traditionelle kirchliche Diakonie und pastorale Seelsorge. Da war Arbeit ohne Ende, waren aber auch Chancen, das Evangelium praktisch werden und die alte Vision aufleben zu lassen. Nicht nur hier in Zürich, auch in anderen Ballungszentren Europas entstanden Stadtmissionen, diakonische Werke und Bewegungen. Sie leisten bis heute ihre Arbeit neben den etablierten Kirchen und dienen als Auffangnetze für Menschen, die zwischen die Maschen der staatlichen Fürsorge fallen.³¹ Zürich hat zwar viele moderne sozialstaatliche Einrichtungen, aber versteht sich nicht mehr als christliche Stadt. Soziales und Geistliches hat sich auseinander dividiert.

streetchurch

Es überrascht deshalb nicht, dass die Diakonie, die das geistliche Anliegen mit dem sozialen verbindet, an einer sozialen Gestaltung des Glaubens interessiert ist. Mit dem Projekt einer Jugendkirche hat der Stadtverband eine sozial-diakonische Initiative ergriffen, die in der Tradition der Mission steht. Das diakonische

³⁰ Möller, a.a.O., 159. Hier in Aufnahme von Ernst Lange, Chancen des Alltags. Überlegungen zur Funktion des christlichen Gottesdienstes in der Gegenwart, München 1984. Lange hat für die Parochie als Basisgestalt der Kirche plädiert, weil sie ein «Sammelplatz der Verwundeten und Verwundbaren ist» (299). Kybernetische Konsequenzen aus der Bedeutung der Ortsgemeinde werden gezogen von Herbert Lindner, Kirche am Ort. Ein Entwicklungsprogramm für Ortsgemeinden, Stuttgart 2000, 117–176. Auch Lindner redet von der lokalen Gemeinde als Basisorganisation der Kirche (160ff.).

³¹ Vgl. dazu <http://www.stadtmission.ch>.

Engagement setzt auf eine Gemeinschaft, die weder an eine Institution noch an eine bestehende Parochie gebunden ist.³² Die streetchurch stellt insofern ein Novum dar. Es ist bezeichnend, dass das Projekt einen englischen Namen hat: streetchurch ist mehr als ein Name:

Die Zürcher Jugendkirche taucht in die Szene der Zürcher Strassen ein, darum ist streetchurch Programm. Als Kirche übernehmen wir Verantwortung in der Gesellschaft. streetchurch ist Gottesdienst. Blackmusic ist unser Musikstil und der reicht vom Hinterhof gefärbten Rap über R&B bis hin zu den Wurzeln der Blackmusic, dem Gospel. In der streetchurch können Jugendliche mit eigenen Songs Schmerz und Hoffnung ihres Lebens ausdrücken. Die Predigten nehmen diese Themen auf und ermutigen die Jugendlichen zu einem selbstständigen Glauben. streetchurch ist Gemeinschaft. «Love can do it»: Wir glauben, dass die Liebe Gottes Versöhnung schafft und Menschen aus jeder Herkunft verbindet. Die Gemeinschaft untereinander, welche geprägt ist von Respekt und gegenseitiger Anteilnahme, bildet die Grundlage der streetchurch.³³

Wenn vorhin die Lebens- und Alltagsnähe der Parochie als Plus hervorgehoben wurde, ist damit auch gesagt, dass die Kirche dort ihren Ort haben soll, «wo die Alten und Kranken, die Müden und Beladenen leben, wo die Neugeborenen getauft, die Jugendlichen begleitet, die Gefangenen besucht, die Trauernden getröstet und die Gestorbenen beerdigt werden müssen»³⁴. Mit Blick auf die Segregation der Lebenswelten muss aber damit gerechnet werden, dass Alte, Kranke, Jugendliche, Gefangene und Sterbende an je verschiedenen Orten zu Hause – oder eben – unterwegs sind.

Bahnhof- und Sihlcity-Kirche

Der Begriff der Passantengemeinde passt auch zur ökumenischen Bahnhofkirche – einem weiteren innovativen Projekt.³⁵ Auch hier zeigt der Name an, dass neue Wege beschritten werden. Das Wort Kirche lässt sich als Hinweis auf den Raum deuten. Auf Französisch heisst die Bahnhofkirche Chapelle de gare. Sie ist ein Ort. Und doch kein eigenes Gebäude, sondern Bahnhofkomplex, der als Ganzes den Menschen, die unterwegs sind, als Knotenpunkt und flüchtiger Treffpunkt dient.³⁶ In der Selbstbeschreibung der Sihlcity-Kirche wird diese Raumdimension noch stärker in den Vordergrund gestellt. Auf der Homepage heisst es:

32 <http://www.streetchurch.ch>.

33 <http://zuri.net/adr/24613/streetchurch.htm>. (04.09.09)

34 Möller, aaO., 159.

35 <http://www.bahnhofkirche.ch>.

36 Im Prospekt heisst es: «Sie liegt am Weg, mitten im täglichen Leben der Menschen.» <http://www.bahnhofkirche.ch/Prospekt%202009.pdf>.

Die Kapelle dient als Raum der Stille dem Kraftschöpfen für die gute Bewältigung des Alltags. Eine Kerze anzünden, Platz nehmen, abschalten, ins Anliegenbuch schreiben, in einer Heiligen Schrift lesen, ein Gebet verrichten, all das können Sie hier mit Ihrer eigenen Herkunft und Prägung tun. Ob Sie Christ sind oder einer anderen oder keiner Religion angehören – Sie sind willkommen. Falls Sie es wünschen, steht Ihnen während den Öffnungszeiten ein Seelsorger oder eine Seelsorgerin zur Verfügung. Der Kontakt wird Ihnen am Empfang vermittelt.³⁷

Im Unterschied zur *streetchurch*, die missionarische Akzente setzt, stellen sich Bahnhof- und Sihlcity-Kirche auch auf Andersgläubige ein. Der Raum der Stille soll interkonfessionell und interreligiös sein. Das «Wegwort» in der Bahnhofkirche und das «Rastwort» in der Ladenkirche sind allgemein religiös gehalten.

SMS- und Internet-Seelsorge

Alle drei der hier kurz beschriebenen Projekte sind «Kirche am Weg». Mobilien Menschen werden Räume – soziale und konkrete – angeboten. Anders verhält es sich mit Angeboten *im Netz*. In der Internet- und SMS-Seelsorge wird der Ortsunabhängigkeit der «Netzbewohner» Rechnung getragen.³⁸ Hier ist die Loslösung von der Ortsgemeinde sozusagen Programm. Das hindert die Anbieter nicht, sich im Netz klar als kirchliches Angebot zu positionieren. Im Leitbild wird unter dem Titel «Selbstverständnis» erklärt:

Über die Kanäle der Neuen Medien bieten wir Rat Suchenden einen niederschweligen Zugang zur kirchlichen Seelsorge. Als kirchlicher Pionier im Bereich Internet und SMS bieten wir einen niederschweligen Zugang zur Seelsorge. Die Seelsorge wird auf der Basis des christlichen Glaubens geleistet und steht allen Menschen, unabhängig von ihrer Herkunft und Religionszugehörigkeit offen. Sie erfolgt unentgeltlich. Konkret gestaltet sich der Dienst als rasch möglicher Austausch von elektronischen Briefen und Kurzbriefen (E-Mail und SMS) in verschiedenen Sprachen. Bei Bedarf vermitteln wir weitere Anlaufstellen. Das Seelsorgeteam arbeitet ehrenamtlich. Es besteht aus ausgebildeten PfarrerInnen, TheologInnen der evangelisch-reformierten und der römisch-katholischen Kirche und im Bedarfsfalle aus anderen, durch Ausbildung und Erfahrung ausgewiesenen BeraterInnen mit entsprechender kirchlicher Anbindung (PsychologInnen, JugendarbeiterInnen, Diakone).»³⁹

37 <http://www.sihlcitykirche.ch>.

38 <http://www.seelsorge.net>.

39 A.a.O.

In der Internet-Seelsorge geht es in erster Linie darum, dass Hilfe niederschwellig angeboten wird. Die Chance, dass Seelsorge in Anspruch genommen wird, wäre vertan, wenn mit dem Dienst missionarische Absichten verfolgt würden. Dennoch ist das kirchliche Profil deutlich erkennbar. Die Sozialgestalt der Pfararchie ist zumindest im Team der seelsorglich Tätigen, die Pfarrer sind, eine reale Grösse. Und auch das Türschild «Seelsorge» verweist auf Kirche. Kirche ist wie eine Marke, die für Qualität steht. Sie garantiert als verlässliche Institution für Seriosität. Wer hier anklopft, dem wird aufgetan und menschenfreundliche Spiritualität geboten.

Urbanes Leben und Paroikia

«Ich bin auch Seldwyla»

Zürich-Tourismus warb lange Zeit für die Reize der Stadt mit dem etwas zwiespältigen Slogan «Downtown Switzerland». Der alte Stadtpräsident wollte das grossstädtische Image, das sich mit dem Spruch verbindet, loswerden. Allerdings ist noch kein neuer Slogan bekannt.⁴⁰ Für die Euro 08 schrieb sich die Stadt «wir leben Zürich» aufs Banner. Das wiederum wirkt so bieder und provinziell, dass man versucht ist, einen weiteren Werbespruch zu zitieren, der mit durchschlagendem Erfolg auf das vielfältige Angebot des Zürcher Verkehrsverbands aufmerksam macht: Wenn ein Tram sagt, ich bin auch ein Schiff, darf die Weltstadt doch zugeben, dass sie auch Seldwyla ist.

Der Stadtverband muss die Kirche nicht verkaufen. Er ist ein Zweckverband, der denen dient, die in Zürich Kirche leben. Zu seinen Aufgaben gehört aber zunehmend die Förderung einer nachhaltigen Kirchenentwicklung. Ziel ist eine Kirche, in der die unterschiedlichen Dimensionen des urbanen Lebens, seine Spannungen wie Herausforderungen, nicht aufeinander reduziert werden. Wer das anstrebt, dem helfen eingängige Slogans wenig. Es gibt kein schlagendes Rezept für die Kirche in der Stadt. Die *ecclesia semper reformanda* verlangt nach jener Dauerreflexion, die der Soziologe Schelsky den Institutionen zugeschrieben hat. Dazu gehören auch der Mut, etwas Tapferes zu tun, oder ein kräftiger Schuss kybernetischer Optimismus. Positiv formuliert: Man kann die Chancen des Zentrums nutzen, ohne die Peripherie veröden zu lassen. Es ist möglich, City-Kirchen zu fördern und gleichzeitig neue Gemeinschaftsformen mit höherer Mitgliedschaftsbindung zuzulassen. Und es ist auch nicht ausgeschlossen, von regionalen Kooperationen mehr Führungs-

⁴⁰ <http://www.tagesanzeiger.ch/zuerich/stadt/Downtown-Switzerland-weg-Welchen-Slogan-verdient-Zuerich/story/26034757> (04.09.09).

verantwortung zu verlangen, ohne die Quartiergemeinden zu schwächen oder den zentralen Diensten der Kantonalkirche das Wasser abzugraben.⁴¹

Wichtiger denn je ist die bewusste Pflege des eigenen *Profils*. Da «Profil» wie «Vision» und «Leitbild» ein Plastikwort geworden ist, muss man sagen, was man damit (nicht) meint. Profiliert heisst, dass nur eine Kirche, die auf ihr Erbe Rücksicht nimmt, eine Kirche mit Rückgrat ist. Man soll vor lauter Begeisterung (oder Entsetzen) über das *semper reformanda* die *ecclesia reformata* nicht vergessen.⁴² Nur eine Kirche, die auf dem Boden des reformatorischen Credo einen festen Stand hat, kann sich der spannungsvollen Repräsentation ihrer multiplen Identität aussetzen. Dafür setzt sie auf Bildung. Profiliert heisst, dass nicht nur in den strategischen, sondern auch in den inhaltlichen Zielbestimmungen falsche Gegensätze vermieden werden müssen. Bildung ist kein Ersatz, sondern Einsatz für den Aufbau der Gemeinde in der multifunktionalen Kirche.

Wenn mit Gemeindeaufbau das Globalziel aller kirchlichen Arbeit gemeint ist, heisst profiliert weiter, dass verschiedene Leitziele kombiniert, operationalisiert und koordiniert umgesetzt werden. Dazu braucht es eine profilierte Leitung und nicht ein Profil für die ganze Stadt. Entsprechend unsinnig wäre es, ein Leitbild zu formulieren, das für die Grossmünstergemeinde und die Bahnhofskirche stimmen soll. Für eine gesamtstädtische Kirchenentwicklung müssten die nötigen Führungsinstrumente freilich erst noch geschaffen werden. Vielleicht muss aus dem Verband ein Bund werden, bis aus dem Nebeneinander unterschiedlicher kirchlicher Orte ein Ineinander der Wirkungen im Netzwerk Kirche werden kann.

Von der Parochie zur Paroikia

Wer das Ende der Gemeindekirche prophezeit und nur noch von Bahnhof-, Laden- und City-Kirchen schwärmt und sie zu Leuchttürmen einer zukunftssträchtigen urbanen Ekklesiologie erklärt, verkennt Tatsachen. Die Gemeinden bleiben das Fundament und die Basis der Kirche. Das traditionelle Engagement des Stadtverbands im Spital und an anderen Institutionen führt aber bezeichnenderweise zu Gemeindeformen, die Arbeits-, Schicksals- oder Weggemeinschaften beherbergen. Ortsgemeinde sollen und können sie zwar nicht ersetzen, aber umgekehrt gilt genauso, dass die Parochie die kulturellen, diakonischen und seelsorglichen Dienste nicht abdecken kann. Die Stadt braucht Kirche und nicht

41 Programmatisch dazu das kleine und feine Büchlein von Uta Pohl-Patalong, *Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell*, Göttingen 2006, bes. 128–160.

42 Vgl. dazu B. Gassmann, *Ecclesia Reformata. Die Kirche in den reformierten Bekenntnisschriften*, Freiburg 1968.

nur Gemeinden.⁴³ Auf den Zweckverband gemünzt: das Ganze des Verbands ist mehr als die Summe seiner Teile.

Gerade im Blick auf neue Gemeindeformen gilt es, Synergien zu entdecken und das Netzwerk zu stärken. Die Kirche in der Stadt braucht die Ressourcen der Ortsgemeinden, um neue Sozialgestalten des Glaubens aufbauen zu können. Am Beispiel der streetchurch lässt sich zeigen, dass, wo Gemeindeaufbau mit der sozial-diakonischen Arbeit verknüpft wird, Gemeinden entstehen, die nicht nach dem klassisch parochialen Mustern funktionieren, aber auch keine Gesinnungs- oder Funktionalgemeinden sind. Junge Menschen, die rechtlich gesehen keine Mitglieder sind, keine Steuern zahlen und im «falschen» Quartier wohnen, bekommen Halt und Heimat in einer verbindlichen Gemeinschaft.

Die gesellschaftliche und kulturelle Situation der Kirche in der Stadt hat sich in den letzten hundert Jahren grundlegend geändert. Wer in unseren Verhältnissen nach einem leitenden kybernetischen Paradigma oder einem Zukunftsmodell fragt, kommt irgendwann dazu, einen Forderungskatalog aufzustellen. Wir sind Meister im Delegieren.⁴⁴ Der Kirchenrat oder der Stadtverband und die kirchlichen Mitarbeiter sollen es richten. Wenn sich der eingangs erwähnte Jona zwar nicht zum Vorbild eignet und viel eher das Abbild eines unzufriedenen Propheten darstellt, soll hier nicht derselbe Fehler geschehen. Es ist keine Kunst, die Verantwortlichen zu kritisieren und zur Pflicht zu rufen. Wir sind Meister im Kritisieren.

Wenn zum Schluss noch einmal an den reformatorischen Geist und die prophetische Rede erinnert wird, so ist diese Erinnerung eine hoffnungsvolle. Der Traum von der Stadt auf dem Berg ist noch nicht ausgeträumt. Er hat immer noch visionäre Kraft, wenn man akzeptiert, dass diese Stadt auf dem Berg keine bleibende Stadt ist und Ninive heisst. Die Kirche ist als Körperschaft in der Rolle des Jona und soll nach Wegen suchen, den Leib Christi aufzubauen. Gemeinde ist nicht nur eine territoriale Verwaltungseinheit, die flächendeckend versorgt sein muss. Das ist buchstäblich eine Verflachung der Parochie. Denn die ursprüngliche Bedeutung der Parochie ist eine andere. In der Septuaginta meint «paroikia» eine Art Fremde, die Nähe nicht ausschliesst. Das Neue Testament nimmt die Bedeutung auf und spricht vom Christen als vom Beisassen und Fremden, der sein Bürgerrecht im Himmel hat (Phil 3,20).

43 So lautet die Quintessenz der Diskussion, die in den letzten Jahrzehnten geführt wurde. Grundlegend und immer noch inspirierend Harvey Cox, *Stadt ohne Gott?*, Stuttgart/Berlin 1966. Einen guten Eindruck von der Diskussionslage Anfang der 1980er Jahre vermittelt Michael Göpfert/Christian Modehn (Hg.), *Kirche in der Stadt*, Stuttgart et al. 1981. Einen Überblick zu neueren Ansätzen bietet Wolfgang Lück, *Die Zukunft der Kirche*. Evangelische Gemeinden im 21. Jahrhundert, Darmstadt 2006.

44 Vgl. dazu Wolfgang Bittner, *Kirche – wo bist Du? Plädoyer für das Kirche sein unserer Kirche*, Zürich 1993, 61–72.

Christian Möller zeichnet in seiner Lehre vom Gemeindeaufbau die Entwicklung der Paroikia zur Parochie nach.⁴⁵ Was eigentlich Nachbarschaft neben Fremden meinte, wird zum terminus technicus für ein bestimmt umgrenztes Gebiet. Wenn unsere Gemeinden Gemeinwesen werden, die Nachbarschaft Raum geben, werden Parochien wieder paroikia. Wenn das geschieht, hat Kirche in der Stadt Zukunft. Das Potential der Parochie ist die Paroikia. Um es zu entfalten, braucht sie einen Schuss Jerusalembegeisterung und einen pragmatischen Stadtverband.

45 Möller, a.a.O., 147f.